

Martin Hein

Interreligiöse Lernerfahrungen Eine persönliche Bilanz

Die Begegnung und das Gespräch mit Menschen anderen Glaubens und anderer Religion waren mir nicht in die Wiege gelegt. Ich wuchs in einem freikirchlich-pietistischen Umfeld auf, das sich in vieler Hinsicht selbst genüge und den Blick kaum über den eigenen Horizont richtete. Man war in einer sehr eigenen Weise evangelisch – und zwar nicht nur aus Tradition, sondern aus Überzeugung. In den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, in denen ich aufwuchs, bekam ich wenig von Menschen mit, die religiös anders als ich geprägt waren.

Ich lebte in jenen Jahren in einer hessischen Stadt, die durch die Zerstörung am Ende des Zweiten Weltkriegs ihr Gesicht unwiederbringlich verloren hatte: in Hanau. Vor dem Krieg stand auch hier eine Synagoge: 1938 war sie in Brand gesetzt worden. Nach dem Krieg dachte niemand daran, sie wieder aufzubauen. Es gab nach der Shoah kaum noch Menschen jüdischen Glaubens.

Seit den 1960er Jahren kam es – bedingt durch die ansässige Industrie – zu einem beträchtlichen Zuwachs der Bevölkerung durch so genannte „Gastarbeiter“. Dass viele von ihnen Muslime waren, interessierte uns kaum: Sie würden ja ohnehin irgendwann in ihre Heimatländer zurückkehren.

Das Zweite Vatikanische Konzil fand statt, als ich Schüler war. Täglich gab es Kommentare im Hessischen Rundfunk zu den Entwicklungen, die sich in Rom abspielten. Das Konzil war ein Ereignis, das die Öffentlichkeit bewegte! Noch heute habe ich die Stimme von Mario von Galli im Ohr, der damals ein gefragter Beobachter war. Und ich hatte Freunde in meiner Klasse, die katholisch waren – wenn auch in der Minderheit. Doch prägend war das alles nicht.

Das änderte sich in der Oberstufe meines Gymnasiums. Es befand sich in Frankfurt und wurde seit den 68er Jahren vom neuen Geist des Aufbruchs durchweht. Die studentische „Revolution“ färbte auf uns ab. Manche meiner Zeitgenossen beklagen heute diese Epoche. Ich habe sie als ungemein befreiend erlebt – auch in der Auseinandersetzung mit meiner eigenen Herkunft. Die letzten beiden Schuljahre vor dem Abitur hatte ich bei einem katholischen Lehrer Religionsunterricht. Die fest gefügten Schranken der Konfessionen und die Beschränkungen des Denkens lockerten sich. Die Saat ökumenischer Weite

wurde zu dieser Zeit gelegt, obgleich mir das nicht bewusst war. Mich interessierte anderes: die Politik!

Als ich mich nach einigen Semestern Jura-Studium entschied, Evangelische Theologie zu studieren, war dies auch eine Frucht des erlebten Religionsunterrichts. Hebräisch lernte ich, bereits in Erlangen eingeschrieben, an der jesuitischen Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt. Dort erlebte ich eine Aufgeschlossenheit, die mich bis heute beeindruckt. Gerade die Jesuiten zeigten schon lange im Blick auf interreligiöse Begegnung und Adaption eine ungemeine Stärke.

Jedoch waren gerade in dieser Hinsicht die Jahre meines evangelischen Theologiestudiums eher konventionell und auf die eigene Konfession gerichtet. „Religion“ blieb weitgehend ein Fremdwort und wurde unter dem Einfluss dominierender theologischer Strömungen nur mit geschürzten Lippen ausgesprochen. Allein bei Carl Heinz Ratschow in Marburg habe ich überhaupt in reflektierter Weise etwas über „Religion“ erfahren – allerdings auf sehr theoretischem Niveau und ohne unmittelbare Anschauung.

Diese saturierte Engführung auf die evangelische Theologie änderte sich erst in der pfarramtlichen Praxis – hier aber grundlegend! Nicht nur, dass ich als junger Pfarrer bald ein Jahrzehnt lang im landeskirchlichen Ausschuss für „Catholica“-Fragen mitarbeitete und Ökumene mit beeindruckenden Menschen aus der katholischen Kirche lernen konnte. Es rückte auch die Frage, wie sich das Christentum als solches zu anderen Religionen verhalte, zunehmend in den Fokus meines Interesses.

Inzwischen Dekan in Kassel, gehörte es zu meinen Aufgaben, Kontakt zu den anderen Religionsgemeinschaften in der Stadt aufzunehmen und nach Formen der Zusammenarbeit zu suchen: sei es die Jüdische Kultusgemeinde, seien es die verschiedenen islamischen Moscheevereine. Die Frucht dieser Jahre waren 1999 meine „Zehn Thesen für einen unbefangenen Umgang mit religiöser Vielfalt heute“, die ich unter dem Titel „Identität entwickeln – Toleranz üben“ publizierte.¹ Im Grunde stehe ich noch heute zu diesen Sätzen, mag auch die Einschätzung, die Welt sei überhaupt „religiös“, heute von mir nicht mehr so vollmundig behauptet werden. Im Vordergrund stand in jenen Jahren die Frage: Wie können wir uns als Menschen unterschiedlicher Religionen so

¹ Erneut abgedr. in: Martin Hein, *Theologie in der Gesellschaft. Aufsätze zur öffentlichen Verantwortung der Kirchen*, Leipzig 2014, 103-113.

begegnen, dass dies für ein friedliches, von gegenseitigem Verständnis geprägtes Zusammenleben in unserer Stadt vorbildlich ist?

2003 wurde ich als Bischof auf Vorschlag der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in den Zentralausschuss des Weltkirchenrats in Genf gewählt. Dreizehn Jahre habe ich ihm angehört und in dieser Zeit im „Permanent Committee of Consensus and Collaboration“ zwischen orthodoxen Kirchen und Kirchen der Reformation mitgearbeitet. Nicht nur, dass sich mir dadurch der Kosmos der orthodoxen und orientalischen Kirchen erschloss. Mir begegneten Menschen, die – oft als christliche Minderheit – in Ländern lebten, deren Kultur von anderen Religionen dominiert wird.

Für sie war es eine Selbstverständlichkeit, manchmal auch eine Überlebens-Notwendigkeit, sich zur Mehrheitsreligion in Beziehung zu setzen und sich ihr gegenüber zu öffnen. Gefördert wurde mein Verständnis für den interreligiösen Dialog als einer Herausforderung, die nicht nur auf nationaler Ebene stattfinden könne, zudem durch Reisen im Auftrag meiner Kirche oder im Rahmen des Engagements des Weltkirchenrats: Sie führten mich – teils mehrfach – nach Indien, Pakistan, in den Irak und – auch während des Kriegs – nach Syrien. Überall war in diesen Ländern die interreligiöse Begegnung eine Voraussetzung, das eigene Christsein leben und profilieren zu können.

Dass die Möglichkeit, den eigenen Glauben ungehindert zu praktizieren, mancherorts nur unter schwierigsten Bedingungen möglich ist, darf nicht verschwiegen werden und erschwert eine unbefangene Wahrnehmung anderer Religionen. Nicht nur mir ist bewusst, wie leicht sich Religion politisieren und damit instrumentalisieren lässt. Aber trotz aller Einsicht in die Realität von religiös motivierter Gewalt und Intoleranz darf dies nicht zu gegenseitiger Abschottung führen. Denn Verständigung und Frieden gibt es nur miteinander: Sie sind Ausdruck gemeinsamer Intention und Interaktion!

Diese persönlichen Erfahrungen haben mich veranlasst, als Vertreter der EKD sowohl beim „Runden Tisch der Religionen in Deutschland“ wie auch beim „European Council of Religious Leaders“ mitzuarbeiten. Inzwischen überblicke ich einen Zeitraum von weit mehr als zehn Jahren. Nie ging es auf den verschiedenen Ebenen und in den unterschiedlichen Zusammenhängen um die Begegnung oder den Dialog „*der Religionen*“, sondern stets um Begegnung und Dialog zwischen *Menschen* verschiedener Religionen. Es gibt Religionen eben nicht abseits von Menschen, die durch sie geprägt sind und für sie eintreten! Und da mache ich seit langem die Erfahrung: Was als Religion –

religionswissenschaftlich betrachtet – oft monolithisch erscheinen mag, wird vielfältiger und differenzierter, sofern sich Menschen wirklich begegnen. Manchen mitgebrachten und sorgsam gepflegten Vorurteilen gilt es dann den Abschied zu geben.

Allerdings lautet das Resümee, das ich aus dem bisher Gesagten ziehe: Es darf nicht bei der – oft wohlfeilen – gegenseitigen Beteuerung von Friedfertigkeit, Toleranz und Goodwill bleiben. Die soziale Dimension, die in der christlichen Tradition der Apostel Paulus mit dem Bild verdeutlicht, dass, wenn in einem Körper „ein Teil leidet, leiden alle anderen Teile mit“ (1. Korintherbrief 12,26), muss auch für die interreligiöse Begegnung gelten: Wenn es antisemitische Haltungen, Tendenzen und Gewaltakte bei uns und anderswo gibt, wenn Muslime in Westeuropa stigmatisiert oder wie in Myanmar aus ihrer Heimat vertrieben werden, wenn Christen in manchen islamischen Ländern die Ausübung ihres Glaubens erschwert oder versagt wird und sie ständig unter dem Damoklesschwert des Vorwurfs der „Blasphemie“ leben müssen – dann sind das Erscheinungsformen, die uns alle angehen und unsere Solidarität fordern! Und wenn es gelingt, diese Empathie zu entwickeln, hat das unmittelbare politische Auswirkungen: Religion wird zur Motivation und Gestaltungskraft des Friedens!

Um hier wirklich weiter zu kommen, scheinen mir einige grundsätzlichen Gesichtspunkte bedenkenswert zu sein, die eine Quintessenz aus meinen ökumenischen und interreligiösen Erfahrungen darstellen²:

Der interreligiöse Dialog braucht *Geduld*. Schon der Blick auf die Geschichte der ökumenischen Bewegung und die weiterhin bestehenden Unterschiede zwischen den christlichen Kirchen und Konfessionen zeigt, wie mühsam sich Fortschritte aufeinander zu verwirklichen. Wieviel mehr ist das interreligiöse Gespräch „ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich“³ – um Max Webers Diktum, das er auf die Politik bezog, in die Welt der Religionen zu transferieren.

Dialog ist stets Begegnung von Menschen – selbst im digitalen Zeitalter. Begegnung aber braucht *Vertrauen*. Und Vertrauen entsteht nicht von selbst. Man muss es sich erarbeiten: als Haltung, die andere zu verstehen sucht und ihnen nicht ständig unlautere Absichten unterstellt. So kann es gelingen, sich

² Vgl. dazu auch: Martin Hein, *Der Protestantismus und die Weltreligionen* [2004], in: ebenda, 125-139.

³ Max Weber, *Politik als Beruf*, München / Leipzig 1919, 66.

gegenseitig zu öffnen und das Anders-Sein der anderen zu akzeptieren. In der theologischen Diskussion hat sich dafür der Begriff der „Konvivenz“⁴ eingebürgert. Und Konvivenz ist dann nicht nur der bloße Austausch von Positionen, sondern ein Aufeinander-Hören und vorbehaltloses Eintreten in die religiöse Kultur der anderen, also auch das Kennenlernen religiöser Riten, Begehungen und Feiern.

Diese Begegnung setzt bei denen, die darin involviert sind, einen Prozess in Gang, *sich* der eigenen Religion im Gegenüber zu anderen Religionen *bewusst und gewiss zu werden*. Über meinen eigenen Glauben habe ich am meisten dadurch gelernt, dass ich ihn den Fragen aus einer mir fremden Perspektive ausgesetzt habe. Die schlichtweg nicht zu bestreitende Pluralität der Religionen führt keineswegs zielstrebig zum Relativismus. Aber sie zwingt dazu, in der Rechenschaft über den eigenen Glauben auch anderen in gleicher Weise die *Wahrhaftigkeit* in ihrem Glauben zuzubilligen. Genau das meint die ökumenische Formel vom „Dialog der Liebe“⁵. Wäre es anders, müsste jeder noch so ernsthafte interreligiöse Dialog von vornherein scheitern.

Klarheit muss allerdings nicht nur über die Bedingungen der Kommunikation, sondern auch über die *Inhalte* gewonnen werden: Was wollen wir in Begegnung und Dialog erreichen? Wieviel können wir uns zumuten? Welches ist unser gemeinsames *Ziel*? Die Tatsache, überhaupt miteinander zu sprechen, ist keineswegs gering zu schätzen. Schon dies fördert Toleranz. Aber ein Dialog, der dieses Wort verdient, sollte meiner Erfahrung nach zielgerichtet sein und ausloten, was wir *in religiöser Hinsicht* gemeinsam sagen können – und was uns trennt. Und dies wohlgerne nicht nur im Blick auf die verbindenden Friedenspotenziale innerhalb unserer Religionen, sondern auch auf das, was unsere jeweiligen Religionen im Miteinander und Gegenüber kennzeichnet. Die *Wahrheitsfrage* lässt sich in der interreligiösen Begegnung nicht dauerhaft dispensieren! Deshalb führt der „Dialog der Liebe“, wenn er ernsthaft ist, konsequent zu einem „Dialog der Wahrheit“⁶.

Von den eigenen Voraussetzungen her liegen das Gespräch und eine Verständigung zwischen Menschen, die einer der drei monotheistischen Religionen

⁴ Vgl. Andreas Feldkeller, Artikel „Konvivenz“, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Bd. 4, Tübingen 2001, 1654.

⁵ Zur Begrifflichkeit vgl. Peter Neuner, Das Schisma von 1054 und seine Aufhebung 1965. Impulse im "Dialog der Liebe", in: Stimmen der Zeit (2004), 435-447; http://cdn2.vol.at/2006/11/StdZ_07_04_Neuner.pdf (Aufruf: 09.03.2021).

⁶ Vgl. ebenda, 441.

Judentum, Christentum und Islam angehören, eher nahe, auch wenn sie deshalb keineswegs einfacher sind. Denn je näher Religionen von ihrem Ursprung her zueinander stehen, umso stärker treten die Abgrenzungen zutage bzw. werden als solche betont.

Als eine mögliche verbindende Brücke habe ich im Lauf der Jahre den Glauben an den einen „*barmherzigen Gott*“ entdeckt, der allen drei monotheistischen Religionen gemeinsam ist,⁷ und daraus gefolgert, dass wir zu *demselben* Gott beten – aber auf verschiedene Weise.

Allerdings gestehe ich zu, dass diese Position, die sich mir erst allmählich erschlossen hat, mitnichten von allen christlichen Kirchen geteilt wird – und auch im Judentum und Islam auf Reserven stoßen kann. Aber es war und ist für mich der Versuch, den interreligiösen Dialog vermittelt der *Theologie* zu seinem Kern zu führen.

Zugleich ist mir bewusst, dass diese mögliche Gemeinsamkeit nicht hinreicht, um in Beziehung zu all jenen Religionen zu treten, die sich nicht unter einen wie auch immer gearteten Monotheismus subsumieren lassen. Denn hier wird schon die Rede von einem personalen Gott befragt werden. Dennoch ist auch in diesem Kontext um der Wahrheit willen auszuloten, was wir gemeinsam als „*People of Faith*“ gegenüber jenen sagen und darstellen können, die sich bewusst als säkular verstehen und erklären.

Interreligiöse Begegnung und interreligiöser Dialog erfordern auf allen Ebenen – lokal, national und international – Ernsthaftigkeit und Hörbereitschaft, aber auch Wissen um die eigenen Traditionen und die der anderen. Und es braucht „*Pfadfinder*“, die in der oft verwirrenden Komplexität der verschiedenen Religionen klärende Perspektiven gewonnen haben, gangbare Schneisen zueinander schlagen und mit Überzeugungskraft Menschen zusammenführen.

Einer von ihnen ist in Deutschland Franz Brendle, von dessen Engagement, Beharrlichkeit, Verständnis und Offenheit gegenüber anderen ich in den vergangenen Jahren viel gelernt habe und dem ich dafür von Herzen dankbar bin!

Der Weg interreligiöser Verständigung ist noch lang. Aber wir haben ihn schon ein Stück weit zurückgelegt. Und es hat sich gelohnt!

⁷ Vgl. *Barmherziger Gott* [2016], in: Martin Hein, *Theologie in der Gesellschaft*, Bd. 2: *Bischofsberichte 2000 bis 2018*, 255-268. Nochmals ausführlicher von mir entfaltet in: „*Glauben wir alle an denselben Gott?*“ – Gedanken zum Zusammenleben von Christen, Juden und Muslimen, in: *epd-Dokumentation* 7/2017, 13-18.